

Rheingauer Bürgerfreund

Erscheint Dienstags, Donnerstags und Samstags an letzterem Tage mit dem illustrierten Unterhaltungsblatt „Plauderblättchen“ und „Allgemeinen Winzer-Zeitung“.

Anzeiger für Eltville-Oestrich

Abonnementspreis pro Quartal Mk. 1.20
:: (ohne Trägerlohn oder Postgebühr.) ::
Inseratenpreis pro sechsspaltige Petitzeile 15 Pfg.

Kreisblatt für den östlichen Teil des Rheingaukreises.

Grösste Abonnentenzahl aller Rheingauer Blätter.

Expeditionen: Eltville und Oestrich.

Druck und Verlag von Adam Estenne in Oestrich und Eltville.
Fernsprecher No. 5.

Grösste Abonnentenzahl in der Stadt Eltville und Umgebung.

No. 14

Dienstag, den 2. Februar 1915

66. Jahrgang

Zweites Blatt.

Das Kriegsgetreidemonopol.

„In einer in der „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlichten Zuschrift von maßgebender Seite wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die bei der Durchführung des geschaffenen Kriegsgetreidemonopols zu bewältigen sind. Es heißt da:

Mit zum Gelingen wird jedenfalls beitragen, daß Anläufe zu der neuen Organisation schon durch die Existenz und die Erfahrungen der bereits Anfang November gegründeten Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H. gegeben waren. Denn diese Gesellschaft hat in angestrengtester Vorarbeit gewisse Maßnahmen die ersten Bausteine des neuen Gebäudes gesetzt und ist dadurch erst befähigt worden, heute das Zentrum desselben zu bilden. Es ist also die Entwicklung nicht von heute auf morgen gekommen, wie es den Köpfen von reinen Theoretikern als möglich erschien, sondern die ursprünglichen Maßnahmen zur Streckung der Getreidevorräte, die Gründung der Kriegsgetreidegesellschaft und endlich das heutige Monopol bilden eine Kette von Maßnahmen, deren Zweck in dem einen Gesichtspunkt der Regulierung unseres Getreideverkehrs durch staatliches Eingreifen in den freien Verkehr von Getreide zusammenströmen.

Schon von diesem Gesichtspunkte aus, heißt es weiter in der Zuschrift, erscheint es unverständlich, wenn man die jegliche Bewirkung des Monopolgebaltens aus einem etwa „plötzlich“ erwachten „guten Willen“ der Regierung herleiten wollte. Denn die Schwierigkeiten der Durchführung des Getreidemonopols bleiben auch bei dem besten Willen leitender Kreise nach wie vor ganz außerordentliche. In einem Lande, das nächst Amerika in Monopolverbänden der Privatindustrie hervortritt, hätte sicherlich schon in Friedenszeiten eine monopolistische Organisation der Getreideproduzenten für diese etwas Verlockendes gehabt. Die Ursachen dafür, daß im Getreide- und Mehlverkehr jede derartige Aktion ausbleiben mußte, liegen darin, daß wir es in der Landwirtschaft überhaupt, besonders aber in derjenigen der alten Kulturländer, mit einer zersplitterten Produktion, die keine Spur von Konzentrationstendenzen aufweist, zu tun haben, daß wir ferner in Deutschland mit Zehntausenden, ganz verschieden gearteten Mühlenbetrieben rechnen müssen, und daß die Notwendigkeit, den verschiedenen Bedürfnissen einzelner Landesteile Rechnung zu tragen, zu einer weiteren Differenzierung aller Einzelvorgänge des Getreideverkehrs beiträgt.

Diese Schwierigkeiten machen eine einheitliche Organisation des Getreideverkehrs auch unter dem heutigen Kriegsgesetze zu einer überaus komplizierten Aufgabe. Denn es handelt sich eben hier nicht, wie bei Kriegsorganisationen ähnlicher Art, um ein Unternehmen, das mit relativ wenigen großen Firmen der Industrie zu tun hat und mit relativer Leichtigkeit Maßnahmen der Verteilung und der örtlichen Verschiebung des Materials treffen kann. Man vergegenwärtigt sich, wie rasch sich das Gehäuse und der geschäftliche Verkehr der Kriegsgetreidegesellschaft von kleinen Anfängen gesteigert hat und welche Schwierigkeiten übermunden werden müssen, um in der heutigen Kriegszeit bei dem vielfachen Mangel an Menschen- und Sachmaterial den immer weiter steigerten Anforderungen zu genügen. ... Darum gilt es heute für alle Kreise, dem neuen Gesetz und den von ihm zur Mitarbeit herangezogenen Organisationen nicht nur das selbstverständliche Zutrauen, sondern auch guten Willen und selbsttätige Unterstützung entgegenzubringen.

Die Konsumenten haben das neue Gesetz als eine sozialpolitische Maßnahme ersten Ranges zu betrachten. Man darf nicht argumentieren, daß die Schweiz schon Ähnliches geleistet habe, denn in einem kleinen Lande mit starker Einfuhr und leicht übersehbaren Verhältnissen bedeutet ein Getreidemonopol etwas ganz anderes als bei uns. Man blicke vielmehr nach England, in welchem jetzt der Weizenpreis höher ist als bei uns, und in welchem mit banger Versorgung die Regierung auf die Möglichkeit von Brotrevolten blickt. Hat doch schon ein englischer Parlamentsauschuss von 1905 erklärt, daß die englische Bevölkerung nicht widerstandsfähig genug sei, um Teuerungen, wie diejenigen während des Krimkrieges, von der Kontinentalperre gar nicht zu sprechen, auszuhalten. England aber besitzt nicht das Beamtentum, nicht die organisatorische Schulung, um eine Gesetzgebung zur Verteilung des Getreides und Regelung des gesamten Getreideverkehrs in kurzer Zeit aus dem Boden stampfen zu können.

Aber wenn wir auch auf eine derartige Leistung stolz sein dürfen, so wollen wir uns nicht verhehlen, daß in der „politischen“ Regelung dieser Frage auch Gefahren liegen können, wenn nämlich der einzelne nun ausschließlich auf die Hilfe des Staates vertrauen würde und zu dem falschen Glauben käme, daß mit den Verteilungsmaßnahmen seine eigenen Pflichten in dieser ernstesten aller Fragen unserer inneren Wirtschaft im Kriege aufhörten. Darum sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß das neue Gesetz die Sparpflicht des einzelnen am Brote nach wie vor zu einer wichtigen Grundlage unseres Durchhaltens in dieser Frage gemacht hat. Hat doch das Gesetz in Paragr. 39 eine Sparprämie in der Art eingeführt,



Generallt. v. Freytag-Loringhoven.
der neue Generalquartiermeister.

daß jeder Kommunalverband, der innerhalb eines Monats weniger als die ihm für diese Zeit zugeteilte Getreide- oder Mehlmenge verbraucht, eine Vergütung für die ersparte Menge erhält, die wieder den Zwecken der Volksernährung zulieft. Der einzelne ist damit in die Lage versetzt, an den großen Aufgaben der Neuorganisation unserer Getreideversorgung mitzuwirken. Auch von ihm wird der Erfolg der Maßnahmen abhängen. Nach wie vor erwirbt sich ein Verdienst vor dem Vaterland, wer mit dem Brot spart.

Die Karpathenkämpfe.

„Von österreichisch-ungarischen Oberkommando wird mitgeteilt: Die Uebergänge im Karpathischen Waldgebirge südöstlich des Pulpomer Sattels waren schon wiederholt der Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Von den großen Operationen in Ruffisch-Polen und Westgalizien weit entfernt, bildeten sie beständig Anziehungspunkte für den Gegner, um durch ihre Befestigung den Einbruch nach Ungarn auf verschiedenen Wegen offen zu halten. Namentlich

der Ujzoler Paß und der Sattel von Beresce und jener von Wiskow haben in den letzten Monaten des öfteren den Besitzer gewechselt. Das anliegende Terrain nördlich und südlich dieser Uebergänge ist infolge der vielen Kämpfe von Schützengräben durchzogen, sowohl ein Angriff von Nord als von Süd hat den Widerstand mehrerer hintereinander liegender Stellungen zu überwinden.

Nachdem es Ende Dezember unseren Truppen gelungen war, nach viertägigen heldenmütigen Kämpfen den Ujzoler Paß den Russen zu entreißen, mußte unsere dort kämpfende Gruppe am 1. Jan. vor überlegenen feindlichen Kräften erneut die Kampflinie aufgeben und auf die nächste Höhenlinie zurückgehen. Seit diesem Tage blieb der Paß in den Händen des Feindes, dem es in weiterer Folge auch gelang, sowohl im Ungtale als auch bei anderen Uebergängen immer mehr in den gegen Süden führenden Tälern Raum zu gewinnen. So hielten an dieser Front bis vor einigen Tagen unsere Truppen in den Stellungen bei Rebhely, südlich Bezerszallas und Bolebec, sowie bei Dekermesze, Remet Nofra und Kőrösmező. Wiederholte Versuche des Feindes, weiter durchzustoßen, wurden immer wieder abgewiesen. Die hierauf zur

Wiedergewinnung der Paßhöhen angeführten Angriffe der Paßhöhen führten überall zu vollem Erfolge. In mehrtägigen, durch Terrain- und Witterungsverhältnisse äußerst erschweren Kämpfen wurde Stellung um Stellung erobert, trotz herangeführter russischer Verstärkungen und zahlreicher vom Feinde versuchter Gegenangriffe täglich Raum gewonnen und zuletzt

überall die Paßhöhe erreicht. In diesen schwierigen Kämpfen haben die hier verwendeten, verhältnismäßig schwachen Truppen Außerordentliches geleistet.

Durch die Befestigung aller Uebergänge ist die seit der letzten russischen Gegenoffensive in der zweiten Hälfte des Dezember am östlichen Flügel und in der Mitte etwas zurückgedrängte Karpathenfront wieder hergestellt.

Der „Heilige Krieg“.

Die ersten Gesichte am Suezkanal.

„Amsterd. A. M. 1. Jan. Aus Kairo meldet Bureau Reuter: Die Türken besetzten Rätich bis Bir el Dneibar mit Vorpösten, ebenso besetzten sie mit schwachen Abteilungen Morjahorch und Birmabelul. — Freitag morgen griff eine türkische Retoanostierungsabteilung von Bir el Dneibar aus englische Vorpösten östlich von Kantata an und schlug sie zurück. Die englischen Verluste waren ein Indieroffizier, ein Soldat tot, vier verwundet; der Feind ließ vier Tote im Koebri. — Mit Wachtposten bei Suez fand eine kleine nächtliche Demonstration statt, wurde aber zurückgewiesen.

Die Türken in Nordpersien.

„Frankfurt a. M., 1. Febr. Nach einer Meldung der „Frkf. Ztg.“ aus Konstantinopel schreitet die türkische Aktion in Nordpersien weiter vorwärts. Die Türken haben die Verwaltung daselbst in die Hand genommen, doch legen sie Wert darauf, Persien gegenüber den provisorischen Charakter der Verwaltung zu betonen, da man Persien vollkommen als Bruderland betrachtet. Aus Teheran wird gemeldet, daß vielleicht schon in der nächsten Zeit einer der persischen Prinzen in Tabris Aufenthalt nehmen wird. Bis zum englisch-russischen Vertrag residierte gewöhnlich der persische Thronfolger in Tabris.

Ein neuer Erfolg der Türken.

„Konstantinopel, 30. Jan. Der Große Generalstab teilt mit: Die türkische Flotte hat am 28. Januar erfolgreich einen russischen militärischen Pfah an der Westküste des Schwarzen Meeres beschossen.

Englands Streitkräfte in Ägypten.

„Rom, 30. Jan. Die englischen Streitkräfte in Ägypten sollen laut „Giornale d'Italia“ 180 000 Mann erster und 100 000 Mann zweiter Linie betragen.

Die für die Türken günstige Schlacht in Nordpersien.

„Konstantinopel, 30. Jan. Das Große Hauptquartier teilt mit: Auf der kaukasischen Front hat sich nichts Reminiszenz ereignet. Unsere Truppen, die in der Richtung auf Oth die Offensive ergriffen haben, machten 500 Russen zu Gefangenen und erbeuteten eine Menge Gewehre und Kriegsmaterial. Die seit einer Woche in Aserbeidschan im Gange befindliche Schlacht in der Umgegend von Choi gegen die feindlichen Hauptkräfte wird zu unseren Gunsten fortgesetzt. Choi ist der letzte Zufluchtsort der Russen in Aserbeidschan. Am 27. Januar nahmen unsere Truppen im Süden von Choi die erste Linie der besetzten feindlichen Stellungen, welche aus mehreren Linien bestehen.

Die Provinz Libanon als türkische Provinz.

„Frankfurt a. M., 30. Jan. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Konstantinopel: Johannes Kufundjian, Generalgouverneur von Libanon, hat seine Entlassung nachgesucht. Die von den europäischen Großmächten auf Grund des Libanon-Statuts zu vollziehende Wahl des Generalgouverneurs, die nachher durch die Pforte eine nur rein formelle Anerkennung erhielt, wird nicht mehr stattfinden. Die Pforte erklärt das Libanon-Statut für nichtig. Die Verwaltung des Libanon wird von jetzt ab im Rahmen einer türkischen Provinz erfolgen.

Sonstige Kriegsnachrichten.

Der Justizmord in Marokko.

„Nach einer Pariser Meldung sind die Deutschen Fide und Grundler, die am 13. Jan. von dem Kriegsgericht Casablanca wegen Unruhestiftung unter den Marokkanern und wegen Spionageverdachts zum Tode verurteilt worden waren, am 28. Jan. hingerichtet worden. Nachrichten, die an unrichtiger Stelle in Berlin eingetroffen sind, bestätigen leider, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Todesurteil an den beiden Deutschen tatsächlich vollstreckt worden ist. Es handelt sich hier um einen regelrechten Justizmord, der um so größere Entrüstung erregen muß, als der französische Generalresident in Marokko dem amerikanischen Geschäftsträger, der sich in dankenswerter Weise sehr energisch des Falles angenommen hatte, die mündliche Mitteilung gemacht hatte, es werde gegen das Todesurteil der ersten Instanz an den Präsidenten Poincarre Berufung eingelegt werden. Ein Justizmord aber ist die Vollstreckung des Todesurteils deshalb, weil die Verfehlungen der beiden Deutschen, wenn solche überhaupt vorliegen, nur vor dem Kriegsbeginn begangen worden sein können, weil unsere Landesknechte gleich bei Ausbruch des Krieges eingesperrt wurden. Vor dem Ausbruch des Krieges galten aber noch nicht die Kriegsgesetze und stand nicht auf den Verbrechen, derentwegen den beiden Deutschen der Prozeß gemacht worden ist, die Todesstrafe.

Der mexikanische Rebellenführer Villa getötet.

„London, 1. Febr. Nach einem Telegramm der „Central News“ aus New York bringt die „Tribune“ aus El Paso die Nachricht, daß dort nichtamtlich verbreitet wird, General Villa sei an den Folgen einer Verwundung durch einen Revolverbeschüß gestorben. Als Täter werde der Major Fierro genannt, der seinerzeit den Engländer Benton erschossen hat.

* Nach einer Londoner Nachricht sind vier Matrosen von dem an der hilenischen Küste untergegangenen Panzerkreuzer „Goodhope“ von dem Kreuzer „Canopus“ auf einer Insel des Stillen Ozeans aufgefunden worden.

„Rotations-Cintenlöcher „Triumph“

Stück 1.25 u. 1.50 Mk. empfiehlt Adam Estenne, Oestrich.

Was macht Rumänien?

M. Die Frage, ob Rumänien neutral bleiben oder sich auf irgendeiner Seite am Kriege beteiligen werde, hat weniger bei uns als bei unseren Feinden die Geister beschäftigt. Es gibt in Rumänien Politiker, zu denen namentlich Take Ionoscu, ein wenig wahrheitsliebender Mann, gehört, die sich nicht genug bemühen können, das Land des Königs Ferdinand in das Lager des Dreierbundes zu führen; aber diese Politiker haben keine Bedeutung; es stehen ihnen mit anderer Ansicht die beiden größten rumänischen Parteien, die konservative und die liberale, gegenüber. Ueber sie und ihre Haltung zur auswärtigen Politik Rumäniens äußerte sich das Mitglied des rumänischen Senats Konstantin Argetoanu, ein hervorragendes Mitglied der konservativen Partei, in der „A. Freien Presse“:

„In der Frage der auswärtigen Politik Rumäniens gibt es derzeit keine Verschiedenheit der Auffassung zwischen den beiden großen Parteien, der konservativen und der liberalen, die gegenwärtig am Ruder ist. Diese von allen geteilte Auffassung geht dahin, daß Rumäniens Neutralität usque ad finem aufrecht erhalten werden soll. Rumänien hat die Neutralität bewahrt, nachdem die Russen Lemberg okkupiert und die österreichisch-ungarische Wehrmacht im Rückzuge war. Rumänien hat die Neutralität bewahrt, auch bevor die Türkei in den Krieg zog, also in einer Zeit, als wir, hätten wir uns an dem Kriege beteiligt, in keiner Weise von der Türkei bedroht zu werden Gefahr liefen, was ja jetzt der Fall wäre, wenn Rumänien gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland am Kriege teilnähme.“

Wir schließen hieran folgende Sätze aus einem Artikel der „B. Z. a. M.“, betitelt „Stratiani gegen Diamandi“ und verfaßt von einem sich „Diplomaticus“ nennenden Kenner internationaler Beziehungen, der die Worte des rumänischen Senatsmitgliedes voll und ganz bestätigt:

„Die Mobilisation in Rumänien, die nicht einmal auffallen würde, weil ja auch andere neutrale Staaten schon die bewaffnete Neutralität haben, ist noch gar nicht erfolgt, weil sie nur auf königliches Geheiß verfügt werden kann. Der König hat aber die Mobilisierungsorder nicht nur nicht unterschrieben, sondern sie steht, wie ich aus zuverlässiger Quelle soeben erfahre, nicht einmal in Aussicht. Die beiden rumänischen Gesandten in Berlin und Wien, deren Abberufung nach Bukarest in Paris kommandiert werden sollte, leben gesünder und frohlicher denn je auf ihren Posten.“

Schließlich gehörten hier auch noch zwei Meldungen hin, die dartun, daß tatsächlich in Rumänien die Trauben für die englisch-französisch-russischen Fische recht hoch hängen, daß Rumänien wie vor dem Kriege, so auch jetzt den beiden Zentralmächten Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht feindlich gegenübersteht. Die erste Meldung betrifft den

Transport rumänischen Getreides nach Deutschland.

„Bukarest, 29. Jan. Halbamtllich wird gemeldet: Der größte Teil der in den letzten Monaten für Deutschland gekauften Getreidemengen konnte wegen Waggomangels nicht ausgeführt werden. Die rumänische Eisenbahnverwaltung hat nun den Vorschlag der deutschen Regierung angenommen, daß sie den dazu notwendigen Wagenpark selbst nach Rumänien senden werde. Die andere Meldung, die die „Frankf. Ztg.“ bringt, scheint uns den Schluß aus allem Vorhergehenden zu ziehen:

„Wien, 30. Jan. Wie verlautet, hat sich in den allerletzten Tagen in Rumänien eine ganz besondere Wendung zugunsten der Zentralmächte bemerkbar gemacht.“

Hilfsmittel des Wirtschaftslebens.

„In der Korrespondenz der „Kesteten der Berliner Kaufmannschaft“ finden sich folgende bemerkenswerten Auslassungen über die Voraussetzungen weiteren wirtschaftlichen Wohlergehens:

Das Verhalten unseres Volkes während des Krieges zeigt deutlich zwei verschiedene Perioden: die Angstreue während der Wochen unmittelbar nach Kriegsausbruch und die Mitte September einsetzende, seitdem immer größeren Umfang annehmende Periode der Beruhigung.

In den ersten Wochen des Krieges wollte niemand etwas von der Reklame wissen. Jeder suchte so viel flüssige Mittel an sich zu ziehen, wie möglich, um allen Anforderungen gewachsen zu sein. Sparsamkeit wurde die Parole. Natürlich sparte man zunächst an dem nicht unbedingt Nötigen, also an den Reklamekosten. Eine Einschränkung dieser Ausgaben lag um so näher, als die Reklame infolge des stark verminderten Konsums wenig Erfolg zu versprechen schien. Viele wollten auch in einer so lebhaften Reklame während des Krieges eine Zeitlosigkeit erblicken; das Publikum, ganz von den großen Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen in Anspruch genommen, würde die laute Anpreisung der tausendfachen Artikel des alltäglichen Lebens als Belästigung empfinden. Reklame für Schaumwein und andere Luxusartikel erschien geradezu als Hohn auf die Leiden, die der Krieg über weite Volksteile gebracht hatte.

Waid aber trat, namentlich auch infolge der Tätigkeit der Darlehnsbanken und der anderen Kreditinstitute, eine Beruhigung des Publikums ein. Es gab wieder Kredit; man brauchte das Geld nicht mehr ängstlich einzusperrern. Der Kreislauf des Wirtschaftslebens, der schon gestockt hatte, fing wieder an zu pulvieren. Man hat angefangen, die Gründe, welche für und gegen die Reklame sprechen, ruhig gegeneinander abzuwägen. Das beweist insbesondere auch die Erörterung, die bei der Konstituierung der Reklame-Deputation der Kesteten der Kaufmannschaft von Berlin stattgefunden hat.

Das Ergebnis der Erörterungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Frage, ob eine Wiederaufnahme oder eine Ausdehnung der Reklame in den gegenwärtigen Zeitläuften zu befürworten ist, nicht einheitlich für alle Branchen beantwortet werden kann. Den Industrien, die an der Reklame gegenwärtig weniger Interesse haben, wie z. B. Gummi- und Gummireifenfabriken, die nach den Kriegesgesetzen an das Publikum überhaupt nicht liefern dürfen, stehen andere gegenüber, denen die verstärkte Reklame große Vorteile bringen kann. Ein großer Teil der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse hat je aufgehört. Der Bedarf, den bisher das Ausland befriedigte, muß nunmehr durch die heimische Produktion gedeckt werden. Andere Industrien, die bisher ihren Absatz im Auslande hatten, müssen nun einen Ersatz für die verlorenen Märkte im Inlande suchen. Wie der Krieg einerseits zu einer Verringerung der Nachfrage geführt hat, hat er andererseits neue Bedürfnisse geweckt. Die Versorgung unserer Truppen hat die Industrie zum Teil vor ganz neue Aufgaben gestellt. Die Konsumindustrie zum Beispiel stellt viele, bisher gänzlich unbekannte Artikel her. Es hat sich in Deutschland eine große Umgruppierung der wirtschaftlichen Kräfte vollzogen, die dem Anzeigenwesen neue Gebiete zu eröffnen imstande wäre.

So dürfte die Reklame innerhalb gewisser Grenzen eine Wiederbelebung und Ausdehnung erfahren. Der moralische Eindruck, den diese Erscheinung sowohl im Inlande, als wie auch bei unseren Feinden machen wird, ist nicht gering zu achten; das Vertrauen zu unserer Stärke und unserer Siegeszuversicht wird dadurch eine weitere Kräftigung erfahren.

Joffres gescheiterte Offensive.

„Berlin, 30. Jan. (WZ.) Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Seit dem 17. Dez. 1914 — dem Tage, an dem General Joffre die allgemeine Offensive befohl — ist ein voller Monat ins Land gegangen, ohne daß es den Verbündeten gelungen ist, unsere ausgedehnten Linien an irgendeiner Stelle zu durchbrechen. Zwischen Reims und den Argonnen haben die Franzosen besonders große Anstrengungen gemacht. Ihr Angriff begann dort am 20. Dez. und brachte an diesem ersten Tage unbedeutende Teile unserer Schützengräben in ihre Hand — Schützengräben, die sich aus der allgemeinen Verteidigungsfront nach und nach feindwärts vorgeschoben hatten und einem konzentrischen Angriff daher besonders ausgesetzt waren. In ununterbrochener Angriffen haben sich die Franzosen bemüht, diesen anfangs errungenen Vorteil zu erweitern. Täglich lag das vereinigte Feuer ihrer schweren Batterien auf bestimmten Teilen unserer Front; beinahe täglich

stürmte die französische Infanterie gegen unsere Gräben vor; immer dichter wurde

Das Totenfeld vor unserer Front.

immer größer die Zahl der französischen Gefangenen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die französische Infanterie anfangs mit Aufopferung und Schweiß an ihre Aufgabe heranging. Die Berichte des französischen Nachrichtenendienstes waren in den Wochen vor dem allgemeinen Angriff eigentlich nur noch ein Lobgesang auf die unwiderstehliche Gewalt der französischen schweren Artillerie gewesen. Unter dem dauernden Eindruck dieser Berichte mußte in der französischen Infanterie die Ueberzeugung Platz greifen, daß sie bei einem Angriff eigentlich nur zu ernten haben würde, was die schwere Artillerie gesät. Sie hat schnell einzusehen gelernt, daß man bei den Vobgesängen auf die französische schwere Artillerie einen Umstand völlig außer acht gelassen hatte —

Die Widerstandskraft unserer Infanterie!

In diesem Punkte stimmte die Rechnung nicht. Es war dann auch deutlich zu erkennen, wie die anfängliche Zuericht der französischen Infanterie mit jedem neuen Angriff nachließ und sich nach und nach in die Ueberzeugung wandelte: Es ist nutzloses Blutvergießen, immer wieder gegen die deutsche Stellung anzukommen. Auch als die Franzosen frische Kräfte ins Feuer führten, brach deren unverbrauchte Kraft an dem jähen Widerstand unserer Infanterie zusammen. Es ist erwiesen, daß die französischen Offiziere schließlich auf ihre Leute mit der nachgerade abgebrauchten Lüge einwirken suchten, daß wir ihre Gefangenen zu Tode quälten. Sie übersehen dabei ganz, daß diese Lüge weiter nichts beweist, als daß die französische Infanterie durch Angst vor Schlimmerem davon abgehalten werden soll, sich dem Feinde zu ergeben. Die Lüge hat übrigens nicht viel genutzt.

Die zahlreichen Gefangenen

aus den Kämpfen im Dezember und Januar sind zu verstehen, daß „der Krieg für sie beendet ist“. Unserer Truppe aber haben die Kämpfe bewiesen, daß sie keinen Feind zu scheuen hat — selbst nicht die „famousse artillerie lourde“ der Franzosen.

Das Wanken der französischen Front. Die Offensive Hindenburgs.

„Die „Neuen Zür. Nachr.“ schreiben: Alle Genialität Joffres scheint das Wanken in der eisernen Mauer im Westen nicht mehr aushalten zu können. Sind auch die letzten Erfolge der Deutschen bei La Bassée, Soissons, Reims und in den Argonnen noch durchaus keine entscheidenden, so bilden sie doch eine gewisse entscheidende Vorbereitung. Die Kiesenenergie Joffres hat mit dem Zusammenbruch der jetzigen Stellungen bereits gerechnet. Alle Vorbereitungen für eine zweite eiserne Mauer nach Einfuhr der jetzigen sind getroffen, aber sie würde nicht mehr das sein, was die jetzige ist, und auch ihre Verteidiger würden nicht mehr die gleichen sein wie jetzt. Es wäre der Anfang des letzten verzweifelten Widerstandes, der allerdings bei der Tapferkeit der Franzosen und Engländer immer noch eine sehr ernste Sache wäre.“

Im Osten bereiten sich große Dinge vor. Hindenburgs Bulletin werden zusehends knapper und lakonischer, was bisher stets das sichere Anzeichen war, daß ein Schlag von ungemainer Bedeutung nahe ist. Weiter: die heute bekannt werdende amtliche Bekanntmachung der Russen, daß sie Lemberg und damit West- und Ostgalizien räumen werden. Nach ihrer Aussage natürlich nur vorübergehend. Dieser Rückzug kann aus zwei Gründen erfolgen: entweder, um alle Kräfte zum Schutz Warschaws zusammenzuziehen, oder um unter Preisgabe von Warschau noch rechtzeitig eine dahinterliegende starke Defensivstellung unter Umgruppierung der Armeen zu beziehen, noch ehe in einigen Wochen die Schneeschmelze und der unwegsame Frühjahrsschnee fast unmöglich machen. Wie dem auch sei: Mit dem Rückzug der Russen aus Galizien fällt ihre ganze Offensive zusammen.

Der Seekrieg.

Neue Beute der „Karlruhe“.

Vom kleinen Kreuzer „Karlruhe“ kommt wieder einmal über Basel eine recht erfreuliche Nachricht: „Nach einer Meldung aus Tokio hat die „Karlruhe“ in den amerikanischen Gewässern wieder zwei englische und einen französischen Dampfer berient.“

Pulver und Gold.

Roman aus dem Kriege 1870—71 von Levin Schüding. (Nachdruck verboten.)

Wir hielten auf einem Höhenzuge, den die vortreffliche Chaussee überstieg, um sich vor uns in ein weites, muldenförmiges Tal niederzulassen. Eine weite, farbenreiche, wie träumend und weltentrückt dastehende Landschaft! Grüne Fluren, die Dächer der Dörfer in Grün gehüllt, grüne Waldstreifen, Aeder und Weinberge und leise answellende Hügel. Und über dem allem Totenstille!

In die still und abendlich da vor uns ausgebreitete Natur, in die friedliche Schlummerstimmung brachten wir den Krieg, den heißen, wachen Krieg; in die menschenleere stumme Umgebung unserer Straße schraubten unsere Kasse hinein, klapperten die Säbelscheiden an den Flanken unserer Pferde; über uns aber im Abendwinde flatterten die schwarzweißen Fähnlein unserer Lanzen.

Wir waren unser ein Duzend. Ich, damals noch Vizewachtmeister, hatte sie zu führen. . . lauter frische und rüstige, heute bei dem schönen Herbstwetter fast mutwillige Reiter.

Wir sollten Chateau Giron besetzen; es lief da eine Brücke über den Fluß; jenseits der Brücke kreuzte sich die Chaussee, auf der wir dahergefahren kamen, mit einer andern, die den oberen Dagon entlang in der Richtung nach Besancon lief, während unsere Chaussee geradezu auf Nömpelgard führte. Chateau Giron war zur Bewachung des Ueberganges über den kleinen Fluß und des Kreuzungspunktes der Straßen jenseits ein nicht unwichtiger Punkt. Ich hatte Befehl erhalten, da Posto zu fassen, und von dort aus Rekognoszierungspatrouillen auf das jenseitige Dagonufer auszusenden, während sich in unserm Rücken unsere Heertruppen über Besout auf Besancon vorschoben. Unser Rückhalt lag hinter uns in dem Städtchen Roroy, auf das wir uns zurückziehen hatten, wenn wir von Franktireurbanden in überlegener Stärke angegriffen werden sollten.

Daß die Gegend nicht frei von diesen Banden war, sollten wir noch an diesem Abend erfahren. Als wir etwa eine Viertelstunde weitergefahren waren, sahen wir plötzlich, auf einer neuen Bodenerhebung angekommen, unter uns

in der Tiefe des Talgrundes einen Trupp dieser blaue-kittelten Miliz. . . sie waren zu fern, um sie an ihrer primitiven Uniform zu erkennen, aber die Läufe ihrer Flinten blühten in den letzten Strahlen der Sonne; wir sahen, wie sie in großer Hast durch eine Allee dahineilten, die von der Chaussee rechtsab auf ein stattliches herrschaftliches Gebäude zuführte. Sie umgaben einen mit einem Tuche überspannten Karren, der von zwei voreinander gespannten Pferden gezogen wurde. . . wir konnten wahrnehmen, wie sie in hastiger Flucht auf die Pferde einhoben, um sie im Lauf zu erhalten. Es mochten ihrer zehn oder ein Duzend sein — ein Reiter führte sie, in dem einer unserer Wägen, der sich eines Fernglases erfreute, einen Gendarmen erkennen wollte.

Der Karren, den sie führten, mußte, so schlossen wir aus ihrer Eile, ihn in Sicherheit zu bringen, verwundete enthalten — vielleicht auch flüchtige Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft, die, beim Anblick unserer Lanzenfähnlein von Schreden ergriffen, sich vor uns deutschen Barbaren in Sicherheit bringen wollten.

Zwischen den Vorgebäuden des Edelhofes verschwand der ganze Haufe.

Es mußte Chateau Giron sein, dieser Edelhof, just der, den wir besetzen sollten. Wenn die flüchtige Bande sich da hineinwarf und es verteidigte, so hatten wir die Aussicht auf ein kleines Gefecht, bevor wir und unsere Tiere zur Ruhe kamen. Doch war es nicht wahrscheinlich, daß sie den gefährdeten Wägen die Stirn bieten würden. Ihre Flucht da unten durch die Allee deutete auf panischen Schreden.

Wir setzten also ruhig unsern Marsch fort, erreichten die Allee und bogen in sie ein. Ich sandte zwei Eskadren voraus. Sie kamen, nachdem sie den Schloßhof überblickt, mit der Meldung zurück, daß sich kein Feind mehr dort sehen lasse, und alles sicher sei. Unser Schwarm hielt bald vor dem eisernen Gittertor des Schlosses; ein äußerst verdrossen anschauernder Mann in blauem Mittel öffnete es; jenseits eines Hofes, der den Schloßhof ausfüllte, erhob sich das Herrenhaus. Auf dem Treppenterron stand eine Gruppe von Leuten, die unser Raben neugierig beobachteten. Ich nahm eine Dame von hoher schlanker Gestalt wahr.

Zur Rechten des Hofes in der Ecke, wo eine niedrige

Mauer mit einem Gittertorchen das Herrenhaus mit einem der vordringenden Nebenhäuser verband, stand ein Karren, der ganz so ausah, als müsse es der sein, den wir inmitten der flüchtigen Franktireurs wahrgenommen. Von den letzteren war nichts mehr zu gewahren.

Ich ritt vor, der Schloßterrasse zu; ein älterer Herr mit scharfen Zügen und bleichem Teint stieg die Treppentufen herab, mir entgegen. Zugleich sah ich die Dame bei unserer Annäherung sich wenden und in das Innere des Gebäudes zurückgehen; doch hatte ihre Bewegung nichts Furchtähnliches; sie ging so ruhig die paar Schritte über den breiten Perron und in das offene Bortal hinein, als ob es sich bei der Verhandlung mit uns um ein Alltägliches handle, das sie den Leuten überlassen könne.

„Was ist des Herrn Begehren?“ sagte der alte Herr auf der untersten Treppentstufe sitzend, in gutem, nur vom elsässer Dialekt gefärbtem Deutsch.

„Der Krieg, verehrter Herr,“ versetzte ich, aus dem Sattel springend, „bringt unterschiedene Gäste; zwölf Kasse, zwölf Reiter; ich selbst bin der verhängnisvolle dreizehnte; für die Kasse begeben wir Futter und Stall, für die Reiter Kost und Quartier, auf wie lange, das wissen wir nicht; hoffentlich lange genug, um Ihnen den Beweis zu geben, wie lebenswürdig und anspruchlos Leute wir sind, wenn man uns liebenswürdig und freundlich entgegenkommt.“

Die Gesichtszüge des Herrn hatten sich während dieser Mitteilung verlängert und waren womöglich noch bleicher geworden. Auch sah ich, daß die Gruppe von Leuten, dem Äußeren nach Domestiken, auf dem Perron über mir in eine gewisse Bewegung geriet — sie flüsternd erschrocken zusammen. Es mußten also mehrere unter ihnen sein, die Deutsch verstanden.

„Sie wollen sich hier einquartieren, auf mehrere Tage?“ fragte der ältere Herr, viel weniger laut, als er anfangs gesprochen.

„Sie brauchen nicht darüber zu erschrecken,“ versetzte ich, „es sei denn, Sie hätten been Hausen Franktireurs, den wir vorhin wahrnahmen, hier im Hause verborgen. Es würde alsdann unserer Einquartierung eine kleine Störung des Hausfriedens vorbe gehen müssen, den wir sonst in keiner Weise zu unterbrechen gedenken.“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Meldungen über die „Karlsruhe“ lauten vor einer Woche über Paris aus Port-au-Prince auf Haiti. Danach war die Basis des deutschen Kreuzers an der Mole von Saint-Nicolas bei Haiti errichtet worden. Bis zum Dezember hatte die „Karlsruhe“ allein achtzehn englische Schiffe, darunter den großen englischen Passagierdampfer „San Dyd“, genommen.

Wie der Kreuzer „Blücher“ unterging.
: Ueber den heldenhaften Untergang des Kreuzers „Blücher“ berichten englische Blätter. Nach den Mitteilungen des „Daily Telegraph“ brachte das englische Kriegsschiff „Arctusa“ den schwer beschädigten „Blücher“ durch zwei Torpedos zum Sinken. Die Mannschaften stellten sich in Reih und Glied auf, nahmen die Mägen ab und gingen mit dem Ruf: „Doch Deutschland!“ in die Tiefe. „Arctusa“ rettete die ersten aus dem Wasser, unter denen sich acht Offiziere befanden. — Die deutschen Seeleute hatten zuerst um Zigaretten, die sie bekamen; die Mannschaften wurden erwidert und sofort mit Kaffee und Brot gespeist.

Ein Mitarbeiter der „Daily Chronicle“ hatte eine Unterredung mit Mitgliedern der Besatzung der „Arctusa“, die den „Blücher“ torpedierte. „Der Kreuzer „Blücher“, sagten sie, war in einem Zustande, daß man keine Munition mehr an ihm zu vergeuden brauchte. Darum wurde die „Arctusa“ damit beauftragt, das Schiff zu torpedieren. Das Schiff lag beinahe still, und so konnte der Torpedo kaum fehlgehen. Der zweite Torpedo traf den „Blücher“ mit Schiffe. Schon früher hatte das Schiff starke Schlagseite bekommen und den Kampf eingestellt. Die Besatzung verhielt sich bis zum letzten Augenblick heldenmütig. Wir sahen die Mannschaft längs der Verankerung in Reih und Glied in der Haltung des Salustians. Es war ein ergreifender Augenblick. Niemand, welcher Gefühl hatte, konnte solcher Kaltblütigkeit seine Bewunderung verbergen. Als wir das zweite Torpedo abgeschossen hatten, wußten wir, daß das Ende nahe war. Wir dampften dann bis auf 200 Meter von dem Blücher und konnten den Torpedo schießen sehen. Die Besatzung des Kreuzers wäre in strammer salutierender Haltung in den Tod gegangen, wenn wir nicht mit der Sirene ein warnendes Signal gegeben hätten. Einer unserer Offiziere rief auf Deutsch, um was es sich handelte. Die Deutschen verstanden ihn, winkten mit der Mägen, und nachdem sie Hurra gerufen hatten, sprangen sie über Bord. Als wir sahen, wie die Deutschen mit den Wellen rangen, verloren wir keine Sekunde und begannen sofort die Rettungsarbeit. Wir warfen Hunderte von Planen über Bord, und die Deutschen klammerten sich daran fest.

Das Kanonenboot „Eber“.

: Das Schicksal des Kanonenbootes „Eber“, das in Bahia (Brasilien) abrakken mußte, wird in der brasilianischen „Germania“ von Sao Paulo (Brasilien) folgendermaßen geschildert:
Die Besatzung ist auf der Ilha das Cabros in der Bai von Rio interniert, und zwar nicht die ganze, sondern nur 6 Offiziere (darunter die Ingenieure), 2 Unteroffiziere, 11 Heizer und 1 Steward. Die brasilianischen Behörden lassen ihnen eine vorzügliche Behandlung angedeihen; z. B. haben sie jedem Offizier einen Soldaten als „Burschen“ beigegeben. Die Offiziere genießen volle Freiheit und dürfen auch in die Stadt fahren. Für die Mannschaften haben sie das Ehrenwort gegeben, daß diese keinen Fluchtversuch machen würden.

Das Kanonenboot „Eber“, das einen Gehalt von 1000 Tonnen hat, lag, als der Krieg ausbrach, in Luderichsbudt. Sofort nach der Kriegserklärung machte es klar zum Auslaufen und fuhr, begleitet von einigen Handelschiffen — diese enthielten Kohlen, Proviant usw., da der „Eber“ selbstverständlich für eine solche lange Reise wegen Plagemangels nicht genügend an Bord nehmen konnte — in See. Jetzt begann die Kreuzfahrt auf dem Ozean, die wilde Jagd hinter den englischen Handelsfahrzeugen. Die Begleitflotte konnten bald zurückgeschickt werden, denn es gab auf dem Ozean so viel Kohlen und Lebensmittel, die den Vorteil hatten, nichts zu kosten, daß man schließlich gar nicht mehr wußte, wohin damit.

Welche Arbeit der „Eber“ da geleistet hat, kann selbstverständlich hier nicht mitgeteilt werden, nach dem Kriege wird man erfahren, daß der „Eber“ ebenso brav den Ozean säuberte wie der Kreuzer „Emden“ der „Demet des Meeres“, und die „Karlsruhe“. Jedenfalls mußten schon zu Anfang drei Engländer daran glauben. Nachdem man etwa vier Wochen lang kreuzte, traf man eines Tages infolge funktentelegraphischer Uebereinkunft bei Trinidad den deutschen Hilfskreuzer „Cap Trafalgar“ und lud die ganzen Geschütze und Munitionsvorräte des „Eber“ auf den „Cap Trafalgar“ über. Der „Eber“ trennte sich dann von dem Prachtdampfer; dieser ging darauf, wie bekannt, einige Tage nachher schon in Gefecht mit dem englischen Hilfskreuzer „Carmania“ zugrunde. Nun blieb es für den seiner Geschütze beraubten, also vollständig wehrlosen „Eber“, so schnell wie möglich den nächsten Hafen aufzusuchen.

Das Kanonenboot „Eber“, das im normalen Zustande 130 Mann Besatzung hat, zählte nur mehr 30 Mann. Vier Tage lang kreuzte dann der „Eber“ „unter der Hand“ bis es ihm gelang, in den Hafen von Bahia einzulaulen. Es ist nur der ausgezeichneten Führung durch den Kommandanten zu verdanken, wenn das Schiff seinen Bestimmungsort erreichte. Man richtete verschiedene englische Kriegsschiffe, die sich zum Teil sehr angriffslustig zeigten. Auch über diese Fahrt wird der Kommandant erst später Aufschluß geben.

Decken aus Zeitungspapier.

Zur Herstellung von „dänischen“ Decken aus Zeitungspapier teilt Rektor a. D. Nicolaisen-Apenrade am Interesse dieser guten praktischen Sache in den nachstehenden Ausführungen das Ergebnis der von ihm bei Herstellung solcher Decken gemachten Erfahrungen mit. Er schreibt:
Was zunächst das Legen der Zeitungen betrifft, so ist eine gleichmäßige Schichtung der Blätter nur möglich, wenn man die Blätter sowohl von rechts nach links als auch von oben nach unten zur Hälfte übereinanderlegt. Es entstehen dann an den Ecken eine Schicht, an den Kanten zwei Schichten und in der Mitte vier Schichten. Man kann nun entweder die an den Ecken und Kanten fehlenden Schichten ergänzen oder auch die Kanten bis zu den vier Schichten wegschneiden, und man erhält eine vollständig gleichmäßige im Verband liegende Schichtung. Durch Wiederholung erhält man 8, 12 usw. Schichten, also stets ein Mehrfaches von 4. Man versuche es nur, ein

paar Blätter zu legen, und man wird sofort die Wichtigkeit sehen und erkennen, daß man z. B. 10 Schichten, wie die dänische Anweisung empfiehlt, gar nicht so legen kann, daß überall auch wirklich 10 Lagen entstehen.

Das zweite, worauf es ankommt, ist die Verriegelung der Blätter. Man muß dafür sorgen, daß überall da, wo Zeitungsränder liegen, die Verriegelung mindestens in einer Richtung, entweder der Breite oder der Länge nach hergestellt wird, und es empfiehlt sich hier die Anwendung des sogenannten Hegerstiches. Zwischen den Hegerstichen kann man denn einfach Kegelstiche, aber mit Hinterstichen, anwenden. Eine derart verriegelte Einlage bildet ein zusammenhängendes Ganzes, in dem kein Blatt flattert, wenn man zur Probe die Einlage hochhebt und wendet.

Endlich ist die Verbindung des Gewebestoffes mit der Einlage wichtig. Es genügt nicht, den Liederzug an drei Stellen fertigzustellen, dann die Einlage hineinzuschieben und das Ganze durch Abknoten zu vereinigen. Die eine Stoffseite — die Unterseite — die des Säumens wegen etwas kleiner geschnitten wird als die andere — muß am Rande längs fest mit der Einlage verriegelt werden. Die etwas größere Seite — die Oberseite — wird dann umgelegt und rund herum an die Unterseite angefügt, worauf zum Schluß die Abknotung erfolgt. Eine derartig angefertigte Decke ist haltbar und kann viel vertragen.

Will man etwa die Einlage austauschen, um den Bezug zu waschen, so kann man das auch, da sowohl Kegelstiche als auch Saum sich leicht auftrennen lassen.

Für den Bezug eignet sich jeder Stoff, ob alt oder neu, wenn er nur haltbar ist und eine Farbe besitzt, die nicht leicht schmutzig wird.

Sechs Monate Krieg.

M. Ein halbes Jahr ist nun verlossen seit dem Aufgebot des deutschen Heeres gegen eine Welt von Feinden, seitdem Deutschland nach 43jähriger Friedenszeit im Verein mit dem verbündeten Oesterreich-Ungarn sein scharfes Schwert zog. Wie ein Mann stand das deutsche Volk zur Verteidigung seiner höchsten Güter auf, als der Kaiser zu den Waffen rief. Vaterländische Begeisterung erfaßte alt und jung, reich und arm, jedermann ohne Unterschied und weicher Partei er auch nur angehörte.

Zunächst ward Rußland und Frankreich unser Feind, aber schon nach einigen Tagen gesellten sich England und Japan, Belgien und Serbien und Montenegro hinzu. Feinde ringsum! Eine Welt von Waffen, gereizt durch Haß und Neid auf deutschen Fleiß, deutsche Art und Sitte, setzte sich gegen uns in Anmarsch. Da aber galt für uns die Lösung:

Du deutsches Blut,
Hab' guten Mut,
Auf Gott vertrau'
Und um dich hau'!

Und hinaus zogen Deutschlands wehrhafte Männer an die Grenzen des Reiches, zum Rhein, zum deutschen Rhein und in die Ostmark. Und kaum waren sie hinausgezogen, da kam auch schon von ihnen frohe Kunde ihrer Taten. Da hörten wir glänzenden Auges die Siegesbotschaften von Mülhausen und Metz, von Lutich und Namur, von Soldau und Gumbinnen. Und während die Zurückgebliebenen sich einten zu größter Lieblichkeit und wirtschaftlicher Rüstung des Reiches, da ließen unsere waderen Feldgrauen nicht nach im Kampfe. Sie reiftesten voll und ganz das Vertrauen, das ganz Deutschland auf sie setzte. Wer erinnert sich nicht heute der herrlichen siegreichen Schlachten bei Tannenberg und bei den Masurischen Seen, bei Bloclawee und Kutno, bei Lodz und an der Bzura und Rawa, der Siege von St. Quentin, Longwy und Soissons, der Eroberung von Maastricht, von Antwerpen und Dirmuiden und all der anderen herrlichen Waffentaten unseres Heeres! Wer schaut jetzt nicht mit vaterländischem Stolz auf unsere Flotte, deren Kühnheit, Angriffsmut und Tüchtigkeit sich die Achtung der ganzen Welt erzwungen hat! Und wer gedenkt heute nicht der Waderen von Fingtau, der Sieger von Tanga und all der anderen Schutztruppen, die deutsches Land in Afrika gegen freche Eindringlinge mannhaft und wehrhaft verteidigen!

Wahrlich wir können mit dem bisherigen Verlauf des Krieges recht zufrieden sein: Belgien ist bis auf ein kleines Bispelchen im Westen erobert; von Frankreich ist der achte Teil seines Bodens von unseren Truppen besetzt und in Polen stehen unsere Truppen fast vor Warschau. Der Krieg ist zum größten Teil im Feindeslande geführt worden, und nur einige Kreise Ostpreussens und des Oberrheins haben seine Schrecken zu fühlen bekommen. Halten wir uns deren trauriges Geschick immer wieder vor Augen! Gerade dann werden wir wieder richtig erkennen, wieviel das übrige Deutschland seinem Heere und seiner Flotte zu danken hat.

Sechs Monate durchleben wir jetzt den Krieg mit aller seiner Siegesfreude und seiner Trauer, die mit jener nun einmal untrennbar ist. Aber willig bringt unser Volk alle Opfer. Und wenn es auch im stillen auf baldige Beendigung des Weltbrandes hofft, so ist es doch andererseits entschlossen, durchzuhalten, bis daß ein ehrenvoller Frieden gesichert ist, der für die Zukunft dauernde Garantien bietet. Wir halten durch, aufrecht und von begründeter Zuversicht befeuert, Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten. Wir halten durch, bis unsere Waffen jedermann gelehrt haben, daß man sie nicht ungestraft herausfordern darf.

In St. Mihiel.

Von Paul Richard.

Omn. Wir hatten am Abend bei den Offizieren des Regiments gespeist. Freundlich und höflich hatte man uns aufgenommen. Freundlich und höflich hatte man uns verabschiedet. Ein Oberstabsarzt begleitete uns. Aus dem gewölbten Vorraum hinaus, die steinerne Treppe hinunter, kommen wir auf die Straße und wenden uns der Richtung der St. Michaelsstraße zu. Aus einem Kellereingang sehe ich Licht fallen und trete neugierig näher. Eine schwere Luft schlägt mir entgegen. Ein Nebel von Zigarrenrauch hält einen ungeheuer großen Kellerraum ein. Matten liegen auf der Erde. Menschen schlafen darauf. Zwischen ihnen stehen Stühle und Tische. Soldaten, beleuchtet von einer Kerze oder einer Lampe, schreiben Briefe. Manche sitzen, in Gedanken versunken, den Kopf auf den Tisch gestützt, andere spielen Karten. Der Raum aber ist so groß, daß das wenige Licht immer nur einen gewissen Umkreis erleuchtet. Alles andere liegt in Dunkel gehüllt. Trotz der vielen Menschen, die hier wohnen, herrscht eine eigenartige Stille.

Seltam heben sich die niedrigen, weißen Kellerdecken von den großen grauen Quadrattischen des Bodens ab. Dazu dieser bläuliche Rauchschieber, der das ganze Lager bedeckt, so daß die Figuren im Hintergrund fast verschwinden. — Eine blaue Luft, teilweise erhellt von gelben Lichtern, dazwischen liegende, schlafende und sitzende Menschen.

Die Straße ist völlig in Nacht getaucht. Nur unsere Taschenlampen weisen uns den Weg für wenige Schritte. Granaten sausen über uns hinweg dem Raasdiertel zu. Ihr Einschlag ist deutlich zu hören. — An der St. Michaelsstraße steht eine Holzbrücke. Durch die Bretter dringt Licht und Maschinengestampfe. Das Elektrizitätswort, das seine nähere Umgebung mit Licht speist. Ein fahrbarer Dynamo ist es, der einem französischen Karussellbesitzer gehört. Kurz bevor die Deutschen so überraschend schnell in St. Mihiel einzogen, war Jahrmärktefest hier und die Schaubudensteller fanden zum Flüchten keine Zeit mehr. Ihre Wohnwagen, die in großer Zahl die Place des Renoins umsäumen, werden jetzt von obdachlos gewordenen Einwohnern St. Mihiels bewohnt. Ihre Häuser sind von ihren eigenen Landknechten zusammengekauft. Jetzt haben sie sich in den Wagen häuslich eingerichtet, waschen, kochen, wohnen und schlafen dort.

Fortwährend hört man Granaten sausen, oft von einem kurzen Blitz in der Luft begleitet. An der nächsten Straßenecke verabschiedet sich der Oberstabsarzt. Er meinte, wir wären zu Haus. Wir gehen die linke Straße hinauf. Alles ist tot, alles ist schwarz, niemand ist zu sehen. Nur der kleine Schein unserer Lampen erhellte lebendig vor uns her. Wir gehen und gehen. Die Straße kommt uns unbekannt vor. Eine Reihe ausgebrannter Häuser gleitet an uns vorbei. Schließlich bemerken wir, daß der Weg falsch ist.

Da kommt es mit einem Male herangefahren, ein Heulen, ein jaulendes „Huil! Huil!“, das immer lauter wird. Ein Krachen dann, daß die Ohren sausen. Ganz nah, wenige Meter vor uns, ist die Granate in die Hausfront gefahren und explodiert. Eiligen Schrittes entfernen wir uns. Nach vergeblichem Suchen klopfen wir an eine Tür, durch deren Spalt ein Lichtstrahl fällt. Ein Soldat öffnet und zeigt uns dann den richtigen Weg.

Ich bewohne das Zimmer eines Notars. Fast sämtliche Fensterscheiben sind entzwei. Bei der Sprengung der Maasbrücke durch die Franzosen sind sie in Stücke gegangen. Eine riesige Stehlampe mit einem prachtvollen Schirm wirft ein weiches, röthliches Licht auf die Möbel. Draußen aber dauert das Donnern fort. Immerzu hört man die heulenden Totbringer über die Häuser hinwegfliegen und einschlagen mitten in die Stadt. — Die Kerzen spannen sich. Das Herz klopfet stärker. Gegen 11 Uhr lösche ich die Lampe und gehe ins Bett. Unter der Decke liege ich und kann nicht schlafen. Das Gehör arbeitet merkwürdig fein, feiner als am Tage. Die schlecht schließenden Fensterscheiben haben sich geöffnet. Anarrend werden sie vom Winde hin und her bewegt. Ein kalter Luftzug weht durch die Fensteröffnungen. Aus dem Kamin hört man leises Rauschen, als spräche der Wind mit ihm. — Mit einem Male fangen unsere Kanonen, die bislang geschwiegen, an zu tosen. Vier lange Schläge aus kurzen Geschützen. Ein blitzschnelles, auffälliges, mehrfaches Sausen, das schnell entschwindet. Der Widerhall des Einschlagens klingt schwach. Eine Minute später ein Donnern. Der Geschützbomber des Feindes klingt diesmal lauter, wie wenn die Batterien direkt vor der Stadt ständen. Dann kommt es herangefahren, das Heulen wird stärker und immer stärker. Jetzt ist es über meinem Hause. Dann wieder dieser lurchbare Krach. Die Granate muß in unmittelbarer Nähe von mir geplatzt sein. Und dann steigert sich von Minute zu Minute der entsetzliche Lärm. Erst wir — dann der Feind. Ich liege zusammengekrümmt im Bett. Im Geiste ziehe mein Leben an mir vorbei. Mir ist's, als mache ich einen dicken Strich unter die Schiffsrechnung. Immer, wenn eine von den unsichtbaren eisernen, fliegenden Hyänen herangefahren kommt, frage ich mich, wo sie landen wird. Und immer wieder geht sie vorbei. Bald schlägt sie nur zwanzig Meter von mir ein, bald einige Hundert Meter entfernt. Ich weiß, der Feind beschleicht die Stadt von drei Seiten. Von dort, wo die Hausfront ist, kommen die meisten Granaten. Meine Fenster gehen nach dem Hof hinaus. Die Ecken haben sich durch den Wind von selbst an die Mauerdaken festgehängt. Vom Bett aus kann ich den Kapuzinerberg erkennen, der sich wie ein riesiger Schatten vom Himmel abhebt. Die Bäume rauschen und raunen. Manchmal guckt der Mond neugierig durch die Wolken. Dann blüht ein geisterhaftes Grün über den Berg. Aber die eisernen, dicken Himmelssegler verschlingen ihn schnell und alles ist wieder schwarz. — Immer wieder dasselbe Krachen. Immer wieder dasselbe Geräusch des Einschlagens. Erst donnern wir viermal. Dann vergehen fünfzig bis sechzig Sekunden, ehe man den Abschlag des Feindes hört. Ich zähle weiter: 1 — 2 — 3. Bei 4 hört man das Sausen, bei 5 ist sie über mir und fast im Augenblick ertönt schon die Detonation. Der Zusammensturz des getroffenen Gebäudes kommt mir merkwürdig langsam vor. Dann das Rauschen eines Wasserfalls — das Geräusch des nachfließenden Schnees. Nach einer Weile fallen die Ziegel. Wie das Dreieck von Dreschlegeln in einer Scheune klingen. Klid — Klid — Klid — Klid.

Eine kleinere Schwere lastet auf mir. Eine furchtbare Müdigkeit packt mich. Ich versuche zu schlafen. Das Donnern dauert fort. Jedesmal, wenn die Granaten nahe von mir explodieren, schreie ich auf. — Ich knipse meine Taschenlampe an und sehe nach der Uhr: noch nicht 12. So vergeht Minute um Minute. Meine Taschenuhr auf dem Nachttisch neben mir tickt mir jede Sekunde vor. 3600 Sekunden machen erst eine Stunde aus!

Wau! tönt es wieder. Das höhnische Heulen naht. Ein kurzer Blitz fährt vorüber, ein helles Feuer für einen Moment, dann folgt ein scheußlicher Schlag. Die Granate landet direkt vor mir auf dem Berge. Und nun packt mich eine Wut. Die ohnmächtige Wut dessen, der sich wehrlos wehrt. Ich stürze aus dem Bett und eile ans Fenster. „Gut denn, wenn ihr mich treffen wollt, so trefft mich bald! Aber erlaßt mir diese wahnsinnige Quall!“ Ich umklammere mit beiden Armen das Fenstergitter. Ein furchtbares Weh erschüttert mich. Hilflos und elend stehe ich da und niemand kann mir helfen. Erschöpft sinke ich auf einen Stuhl. Die kalte Luft beruhigt mich. Aber nun habe ich mich wieder. Ruhig, ganz ruhig befehle ich mein Bett. Leben oder Sterben, was will das jetzt heißen. Auf dem Rücken liegend, mit offenen Augen lasse ich die Hände über der Weidese und bete laut: „Vater unser, der du bist im Himmel!“ Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr gebetet. Das war die Nacht, wo ich es wieder lernte.

Eine russische Erklärung.

: Die seit geraumer Zeit in Petersburg umlaufenden Gerüchte von einer Separation Rußlands gegenüber der Tripleentente erhalten sich trotz aller offiziösen Dementis mit größter Hartnäckigkeit. Die russische Regierung hat sich infolgedessen bezeichnenderweise zu nachstehender offizieller Erklärung geäußert, die der „Regierungsanzeiger“ veröffentlicht:

Zeit Beginn des Krieges haben alle Operationen unserer verbündeten Heere und Flotten einen einzigen Block gebildet. Die Gleichmäßigkeit aller Bewegungen ist vollendet durchgeführt worden und in einer Weise, daß wenigstens die hauptsächlichsten Ziele unter den besten Bedingungen erreicht sind (1) — Welches auch immer die zeitweiligen Prüfungen sein mögen, die dieser Krieg uns auferlegt, und wie lange Frist hindurch auch noch von den Verbündeten eine ganz außerordentliche Kräfteanstrengung verlangt werden wird, so hat doch diese Zusammenarbeit der Verbündeten im Herz und Gemüt der Belgier, Franzosen, Engländer, Russen, Japaner, Serben und Montenegroer eine unerschütterliche Zuversicht auf unseren endlichen Sieg erweckt.

Der allen unseren Armeen gleichmäßig innewohnende Geist, die Tatsache, daß sie zusammen und einzeln aus der Geschwindigkeit der verfügbaren militärischen Streitkräfte und der technischen Hilfsmittel Nutzen ziehen, die gleichgeordnete Entwicklung der Operationen — alle diese Umstände bewirken, daß jegliche Kriegsepisoden, mag sie nun die eine oder die andere Armee der verbündeten Mächte betreffen, alle anderen Heere gleichmäßig in Mitleidenschaft zieht: Ein Bajonettangriff auf feindliche Schützengräben an der Yser oder in den Argonnen ist unserm Herzen ebenso lieb und teuer, als es unseren westlichen Verbündeten eine Eroberung feindlicher Stellungen in Polen oder Galizien ist. Die Heldentat eines Belgiers, Engländer oder Franzosen gleicht derjenigen eines russischen Soldaten so sehr, daß der Eindruck erweckt wird, als vollzögen sich alle Geschehnisse unter ein und derselben Fahne.

Leute, die dem Laufe der Operationen nur von ferne folgen, können sich fragen, ob der Grad des Kräfteeinsatzes für den Krieg auf der englisch-französischen Front den Anstrengungen entspricht, die wir auf unseren Kriegsschauplätzen machen. Aber heute, wie stets, kann keiner der Parteien ein Vorwurf gemacht werden. Alle Unternehmungen unserer Verbündeten beweisen bis ins kleinste die Kühnheit unserer Truppen, die außergewöhnliche Kunst ihrer Führer und ihren unabänderlichen Entschluß, alle von den Deutschen errichteten Hindernisse niederzuwerfen und den Kriegsbrand in deutsches Land hineinzutragen.

Scherz und Ernst.

Der Heldentod eines Husaren-Offiziers. Ueber den Tod des Leutnants im 12. Husaren-Regiment zu Torgau Wolf von Griesheim (Schloß Falkenburg in Pommern) berichtet die „Pomm. Tagesp.“: Er sah sich auf einem mit wenig Mannschaften unternommenen Erkundungszug in russisch-Polen plötzlich einer bedeutenden feindlichen Uebermacht — wie sich später herausstellte, einer ganzen Eskadron — gegenüber. Die Pferde des Häufleins wurden weggeschossen, die Husaren in ein Haus gedrängt. Die Aufforderung des russischen Offiziers, sich zu ergeben, wurde von Leutnant von Griesheim also beantwortet: „Ich habe noch fünf Kugeln, vier davon für euch, und eine für mich.“ Ein Schuß durch die Tür machte bald darauf dem Leben des unerschrockenen Offiziers ein Ende. An seiner Beisehung beteiligte sich die gesamte russische Eskadron; ein Verwundeter wurde, mit Lebensmitteln reich versehen, bei den Bauern in Pflege zurückgelassen. Von ihm rührt die Erzählung des Herganges her.

Der fliegende Buchhändler im Schützengraben. Daß unsere Feldgrauen draußen im Schützengraben außer Wollwaren und Schuhen auch Lust auf geistige Kost verspüren, ist begreiflich und schon öfter erwähnt worden. Und nicht nur die Gebildeten im Heere haben den Drang, zu lesen und die wenigen Stunden der Erholung mit geistigen Genüssen auszufüllen. Bedauerlicherweise ist der mehrfach ausgesprochenen Bitte, gute Bücher ins Feld zu schicken, nicht in so hohem Maße entsprochen worden, als es für die Bedürfnisse der „Barbaren“ angemessen war, und so stand die Vereinfachung dem Bestreben des deutschen Buchhändlers, eine fliegende Bücherverkaufsstätte im Schützengraben zu errichten, außerordentlich freundlich gegenüber. Wie der „Zögl. Korr.“ erfährt, wird nunmehr versuchsweise ein fliegender Buchhändler die geistige Kost im Schützengraben — natürlich nur an den Stellen der Front, wo dies mit den taktischen Absichten der Heeresleitung sich vereinbaren läßt — an die Feldgrauen verschleichen, da die „Barbaren“ nun einmal ohne Lesestoff selbst im Schützengraben anscheinend nicht leben können.

Die denkenden Pferde und Hunde im Kriege. Was ist aus den gelehrten Elberfelder Pferden im

Starker Schneefall in vielen Gegenden russisch-Polens hat die Verwendung von Automobil und Wagen durch unsere Truppen unmöglich gemacht. An ihre Stelle ist der Schlitten als Kriegsfahrzeug getreten. Auf unserem Bilde sehen wir eine Patrouille auf einer Erkundungsfahrt im Schlitten.



Auf Patrouille im Schlitten.

Kriege geworden? Mit dieser Frage beschäftigen sich die „Annales des Sciences Psychiques“, und sie glauben auf Grund genauer Nachrichten aus Deutschland folgendes erzählen zu können: Als der Krieg ausbrach und die deutsche Heeresverwaltung zur Musterung der Pferde schritt, sollten dem Elberfelder Karl Krall auch seine berühmten Pferde „Hans“, „Roham-med“, „Jari“ und die anderen vierfüßigen Mathematiker aus dem Stall geholt werden. Krall legte dagegen Beschwerde ein und hatte damit, da seine Besohrde von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin unterstützt wurde, wenigstens so weit Erfolg, daß seine Pferde vorerst zurückgestellt wurden; aber am 15. Nov. wurden sie doch eingezogen und einer Batterie zugeteilt; sie sollen dann auf dem Schlachtfelde in Flandern ihre mathematische Pferdeseele ausgehaucht haben. Wesentlich besser erging es dem denkenden Hund Rolf von Mannheim. Frau Rodeck, seine mehrfach genannte Herrin, mußte sich schließlich einer Operation unterziehen; dadurch ward auch Rolf zur Ruhe verurteilt, und so konnte endlich sein rechtes Bein heilen. Der Hund soll lebhaftes Interesse im Kriege zeigen und große Freude über die deutschen Siege an den Tag legen.

Blüchers Verehrtheit. Als nach der Schlacht bei Groß-Görschen die verbündete russisch-preussische Armee am 3. Mai 1813 aus Wangel an Munition zurückging, verbiß der alte Feldmarschall Blücher, der abends zuvor, da das zweite Leibhusaren-Regiment seine Vorposten ausgestellt und in der Finsternis von der französischen Kavallerie überfallen und in Unordnung gebracht war, mit neun Schwadronen noch einmal dem Feinde entgegen gegangen war, und ihn zurückgetrieben hatte, wobei er aber selbst verwundet zu den Seinigen zurückgekehrt war, seinen Schmerz, ließ sich verbinden und sich hierauf erst auf einen hölzernen Schemel und dann auf seinen Schimmel heben. Am 4. Mai frühmorgens ritt er aus Borna; die Armee war auf beiden Seiten der Straße nach Colbitz aufmarschiert. Bei seiner Annäherung wurde besöhnt: „Gewehr auf!“ — Blücher rief in die Ferne: „D. lassen Sie das Gewehr abnehmen! Also — Gewehr ab!“ Es herrschte allgemeine Stille. Blücher ritt heran und hielt mit gewaltig erhobener Stimme diese denkwürdige Anrede: „Guten Morgen, Kinder! — Dit Mal hat et gut gegangen! Die Franzosen sind et gewahr geworden, met wem se zu ouhn haben! Der König läßt sich bedanken bei euch! — (bei dieser Worten nahm er die Feldmütze ab und schwenkte sie über seinem ehrwürdigen Haupte) — dat Pulver is alle! Darum gehn wir zurück, bet hinter die Elbe! Da kommen unse Kameraden,

un bringen uns wedder Pulver und Blei, un denn gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnot kriegen! — Wer nu segt, dat wir retten, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! — Guten Morgen, Kinder.“ Diese Worte stärkten den Soldaten, belebten den Offizier und stopften jedes Pflastermaul. Mit einem allgemeinen Jubelschrei wurde der heldenmütige Blücher begrüßt, und ihm folgte das Meer voll Herzensfreudigkeit über die Elbe.

kleine Kriegsnachrichten.

Nach einer amtlichen Mitteilung in der französischen parlamentarischen Armee-Kommission hat die Zahl der Kriegsfreiwilligen in Frankreich seit Beginn des Krieges kaum 20 000 erreicht. Und von diesen 20 000 mußte noch ein großer Teil als untauglich nach Hause geschickt werden. — In Deutschland betrug bekanntlich die Zahl der Kriegsfreiwilligen rund 13 Millionen, in Oesterreich-Ungarn rund 800 000. Nach der „Deutschen Jur.-Ztg.“ sind bisher 1270 deutsche Juristen und aus der Justiz hervorgegangene Reichs- und Verwaltungsbeamte gefallen.

Ein Wort über deutsche Frauenkleidung.



Nr. 8786. Wickelkleid mit emalzierten Niederbein.

Ein allerliebster, für junge Mädchen so recht passendes Kleidchen stellt unsere Vorlage dar, die für ein schwarzes Konfirmationskleid gedacht ist. Eine besondere Note erhält es noch durch die dem Tragen des Ueberkleides und den Ärmeln der Wickelbluse eingearbeitete Stickerei aus schwarzer Seide. Von der schwarzen Taftbluse hebt sich der tief schwarze Lindener Samt des Niederkleides recht vornehmlich ab. Dem langen Nieder wird der glatte, ziemlich weit gehaltene Rock leicht angelehnt. Zu bemerken wäre noch, daß die hübsche Stickerei auch statt in Seide in schwarzen Perlen ausgeführt werden, aber auch ganz fortbleiben könnte. Das reizende Konfirmationskleid kann von jeder Dame mit Hilfe eines Savoir-faire ohne Mühe selber gearbeitet werden. Schnitt in 40, 42, 44, 46, 48, 50 cm halber Oberweite für 1,25 M. Stickereimuster unter Nr. 33302 für 50 Pf. Zu beziehen von der Modenzentrale Dresden-III, S. 6. G.

Verantwortlich: Adam Etienne, Destrict

Mein diesjähriger

Großer Inventur-Ausverkauf

übertrifft alles bisher von mir Gebotene!

Die Reste des Jahres 1912, sowie infolge Umbaus und Lagerverlegung zurückgesetzte Ware bieten für

Nur soweit Vorrat.

Nur soweit Vorrat.

Anstalten sparsame Hausfrauen Gastwirte

eine selten günstige Kaufgelegenheit.

Bemalt	Porzellan	Weiß	Steingut	Emaile
Kinder-Tasse 5 Pfg.	6 Milchkannen, im Satz 48 Pfg.	Tasse mit Untertasse, 1/2, dick 12 Pfg.	Platte, rund, 35 Cm. 38 Pfg.	45 Pfg. das Stück
Kinderbecher 12 Pfg.	Tasse mit Untertasse, dick, f. Wirte 18 Pfg.	Tasse mit Untertasse, dick, groß 22 Pfg.	Platte, □ 34 Cm. 48 Pfg.	für einen großen Posten zurückgesetzter, am Lager leicht beschaffbarer Waren
Zuckerdose 24 Pfg.	Speise-Teller, feston 20 Pfg.	Speise-Teller, dick, für Wirte 20 Pfg.	Satz- und Reihfach, zusammen 95 Pfg.	zum Aussehen!
Teekanne 25 Pfg.	Frühstück-Teller, feston 15 Pfg.	Frühstück-Teller, dick, für Wirte 15 Pfg.	Seilenschale 5 Pfg.	Ca. 1000 Topfdeckel
Fier-Service, 4teilig 35 Pfg.	Speise-Teller, dick, für Wirte 20 Pfg.	Frühstück-Teller, grün 10 Pfg.	Kammuschale 5 Pfg.	jedes Stück 10 Pfg.
Kaffeekanne für 6 Personen 65 Pfg.	Frühstück-Teller, dick, für Wirte 15 Pfg.	Kaffeekanne, sehr groß 95 Pfg.	Gelackte Lampen 5 Pfg.	
Kaffee-Service für 2 Personen 95 Pfg.	Frühstück-Teller, grün 10 Pfg.		Kaffee- und Zuckerdose mit Wickeldeckel zusammen 95 Pfg.	
Kaffee-Service für 6 Personen 185 Pfg.			Tea- und Kaffee-Dojen mit Wickeldeckel zusammen 75 Pfg.	

Ein Posten bemaltes Hotel-Geschirr weil nicht brennt, zurückgenommen für ein Drittel des regul. Preises.

Wasch-Garnituren 3 teilig, 95 Pfg.

Nickel-Waren teils bis zu 50% im Preise ermäßigt Kakes-Dosen bisher 150, jetzt 85 Pfg.

10% Rabatt Auf alle nicht im Preise ermäßigten Waren, mit Ausnahme v. Teller, Tassen u. Marken-Artikeln

Nietschmann N., Wiesbaden Ecke Kirchgasse und Friedrichstr.

Man besichtige die Ausstellung.